

Donnerstag 1. und Samstag 3. Dezember 2016 im Theater Palazzo Liestal 20.00 Uhr

**Mittwoch, 8., Freitag 10. und Samstag 11. Februar 2017
im Ackermannshof Basel, Druckereihalle 20.00 Uhr**



Der ist nicht fremd, wer teilzunehmen weiß.

Ich möchte mir oft die Brust zerreißen und das Gehirn einstoßen, dass man einander so wenig sein kann.

Gedenkt man, wie viel Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Mute! Wir begegnen dem Geistreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten, ohne von ihm zu lernen, dem Gereisten, ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen, ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeugen.

J. W. Goethe

DAS SCHIND - EINE GROTESKE MIT GESANG

Nach dem letztjährigen Erfolg mit „Edgar Läder“ zeigt das Basalttheater ein Projekt zum Themenkreis der inneren Flucht, ersehnten Bleibe und begehrten Habe. Nach Motiven von Boris Vians „Le Schmürz“ und mit Liedern von Boris Vian.

Drei unterschiedliche Menschen sind Vertriebene und müssen in eine immer kleinere Bleibe wechseln. Sie halten fest an ihren Eigenheiten und Besitztümern, sie flüchten auch vor sich selbst. Ein rätselhaftes Wesen, das nie angesprochene Schind, liegt immer bei ihnen herum, es spricht kein Wort, sie reagieren sich an ihm ab und halten es gleichzeitig aus, sie brauchen es. Das Schind, die Hassliebe in der Dreiecksbeziehung: Die energische Xénophie, der runde Xénophar und der dünne Xavier verschaffen sich in ihrer Enge stets auch Luft und Heiterkeit mit kräftigen Liedern und witzigem Benehmen.

Dauer ca. 80 Minuten, keine Pause

Rahel Sternberg	Xénophie
Kurt Wegmüller	Xénophar
Peter Wyss	Xavier
Rudi Oberscheidt	Schind
Kathrin Sutter	Stimme
Alfi Marti	Bühne
Lukas Rickli	Musik
Jörg Jermann	Text/Regie

Weitere Texte in DAS SCHIND (Thema der Flucht, der Habe und der Dinge) stammen aus:

- Boris Vian, Wir werden die Fiesen killen, Roman
- Boris Vian, Chansons
- Konrad Bayer, Gedichte
- Ghérasim Luca, lapsus linguae
- Francis Ponge, Le parti pris des choses
- Carl Schneider, 1818-1896, Liestal, Lebenserinnerungen, Bilder aus dem Baselbieter Volksleben.
- Johannes Glur, Auswanderungsbüchlein 1844, Oberaargau

gro·tesk, *Adjektiv*, merkwürdig, absonderlich, lächerlich wirkend. "Die Situation/Seine Aufmachung war grotesk."

Im Theater von der Renaissance bis zur Französischen Revolution ist **das Groteske** gleichbedeutend mit Darstellungen, die nicht zur Welt des Adels gehören, die also etwas gröber und realistischer sind als die idealen Figuren der Tragödie (siehe Ständeklausel). Diese Bedeutung des Grotesken geht im 19. Jahrhundert zunehmend auf die Bezeichnung *Charakter-* über wie in den Zusammensetzungen Charaktertanz und Charakterrolle. Im 20. Jahrhundert verliert das Groteske auf der Bühne mitunter seine ursprüngliche Verbindung mit der Komödie und seine Bedeutung als Zeichen für niedere gesellschaftliche Stellung. Es kann das Verzerrte auch im tragischen Sinn mit einschließen und Herrscherfiguren charakterisieren wie *König Ubu* von Alfred Jarry. In literarischen Zusammenhängen wird der Begriff eher adjektivisch oder in substantivierter Form gebraucht. Der groteske Schreibstil spielte zu Zeiten, in denen der Glaube an eine heile Welt verloren schien, etwa in der Romantik, eine besondere Rolle. Diese Darstellungsweise reicht von derbkomischen und hintergründigen Humoresken (Wilhelm Busch) bis zu absurd-existentialistischen Texten (Samuel Beckett oder Eugène Ionesco), vom Wunderlich-Seltsamen über das Ironische bis zum Sinnlosen und Dämonischen. Herausragende Beispiele grotesker Figuren, die gleichzeitig Abscheu und Mitleid erregen sollten, sind der Glöckner von Notre-Dame, Frankenstein's Monster, das Phantom der Oper sowie Gollum. Bekannte Verfasser von Grotesken sind etwa Hermann Harry Schmitz, E. T. A. Hoffmann, Fritz von Herzmanovsky-Orlando, Oskar Panizza, Nikolai Gogol und Lewis Carroll (Alice im Wunderland). In allen Werken Franz Kafkas prägt das Groteske seinen außerordentlich eigenen Erzählstil. Für die Zeit nach 1945 sind Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch, Edgar Hilsenrath, Ror Wolf zu nennen. Wikipedia



"But where's the train?"



Das Groteske in der Zeichnung: "Albert Dubout (1905-1976), dessinateur hors normes, a marqué plusieurs générations par ses dessins humoristiques : ses foules, ses chats, sa « grosse bonne-femme et son petit bonhomme » ... Ce site officiel est un hommage à son œuvre de dessinateur, d'illustrateur (Cervantès, Molière, Pagnol...), d'affichiste (pour le cinéma et la publicité) et à son travail méconnu de peintre." <http://www.dubout.fr>

Der Fremde

Der Fremde in uns, das ist der uns eigene Teil, der uns abhandeln kam und den wir zeit unseres Lebens wiederzufinden suchen. In unserer Kultur ist es üblich, dass man in seinem Kindsein zurückgewiesen wird, weil man nicht den Erwartungen von Erwachsenen entspricht. Gleichzeitig darf ein Kind sich nicht als Opfer erleben, denn das würde dem Mythos widersprechen, dass ja alles aus Liebe und zu seinem besten geschieht. So wird das Opfersein zur Quelle eines unbewussten Zustandes, in dem das eigene Erleben als etwas Fremdes ausgestoßen und verleugnet werden muss. Diesen Teil von sich wird der Mensch fortan suchen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Es ist dieses Suchen, das uns zum Verhängnis wird. Klaus Barbie, der Gestapo-Schlächter von Lyon, der den französischen Widerstandskämpfer Jean Moulin zu Tode gefoltert hat, sagte in einem Interview mit Neal Ascherson (1983): „Als ich Jean Moulin vernahm, hatte ich das Gefühl, dass er ich selber war.“ Das heißt: Was der Schlächter seinem Opfer antat, tat er in gewisser Weise sich selbst an. Worauf ich hinauswill, ist dies: Fremdenhass hat auch immer etwas mit Selbsthass zu tun. Wenn wir verstehen wollen, warum Menschen andere Menschen quälen und demütigen, müssen wir uns zuerst mit dem beschäftigen,

was wir in uns selbst verabscheuen. Denn der Feind, den wir im anderen zu sehen glauben, muss ursprünglich in unserem eigenen Innern zu finden sein. Diesen Teil von uns wollen wir zum Schweigen bringen, indem wir den Fremden, der uns daran erinnert, weil er uns ähnelt, vernichten. Nur so können wir fernhalten, was uns selbst fremd geworden ist. Nur so können wir weiter aufrecht gehen.

Ein Patient, ein fünfzigjähriger Arzt, berichtete von einem Vater, der freiwillig in Hitlers Wehrmacht gekämpft hatte (Gruen 2000). Der Vater zeigte nicht nur eine extreme autoritäre Haltung seinem kleinen Sohn gegenüber, er züchtigte ihn auch körperlich wegen der kleinsten Abweichungen vom vorgeschriebenen Verhalten. Seine Frau behandelte er ebenfalls herabsetzend und gewalttätig. Die Mutter nahm den Sohn allerdings nie in Schutz. Nur einmal, als das Kind sieben Jahre alt war, griff sie ein, da sie glaubte, der Vater würde ihn in seiner Wut erschlagen. Der Sohn, gehorsam und stets bereit, sich zu fügen, wurde auch als Erwachsener noch von großen Schuldgefühlen geplagt, wenn er an seinem Vater zweifelte. Der Patient hatte schon früh den Entschluss gefasst, niemals Kinder zu haben. Er wurde jedes Mal sehr wütend, wenn er Kinder schreien hörte. Er erlebte dieses Weinen als einen Versuch, ihm etwas aufzunötigen. Das machte ihn so rasend, dass er Angst hatte, ein Kind in einer solchen Situation gegen die Wand zu schmettern. Soweit wollte er es nicht kommen lassen. Hier haben wir es mit einem Menschen zu tun, der nicht weitergeben wollte, was ihm angetan worden war. Trotzdem wirkte seine Identifikation mit dem Vater unbewusst in ihm. Denn ein kleines Kind, in seiner von Hilflosigkeit gekennzeichnete Situation, wird sich die Macht des Vaters (oder Mutter) einverleiben, um die eigene Ohnmacht mit vermeintlicher Kraft ausfüllen zu können. Seine Reaktion als Erwachsener auf das Schreien von Kindern war die Reaktion des Vaters auf ihn als Säugling. Seine Wut war die Wut seines Vaters. Dessen Hass hat er völlig als seinen eigenen verinnerlicht. So wurde sein Eigenes wie auch die vom Vater übernommene Verurteilung seines Schmerzes zum Fremden, um ihn dann außerhalb der Grenzen des eigenen Selbst zu bestrafen.

A. Gruen „Der Fremde in uns“ Aus einem Vortrag im Rahmen der Lindauer Psychotherapiewochen 2009

Um 1800 verfügte ein typischer Haushalt auf Ouessant, der westlichsten der bretonischen Inseln, über etwa zweihundert Gegenstände; heute sind es mehrere tausend. Wie ist diese Entwicklung zu erklären, und mit welchen Veränderungen im Umgang mit Dingen ist sie verbunden?

Konsumgeschichte ist ohne Wirtschaftsgeschichte nicht denkbar. Am Beginn der Arbeit steht deshalb die Darstellung der ungewöhnlichen wirtschaftlichen Verhältnisse Ouessants. Zwischen 1830 und 1960 fuhren fast alle männlichen Ouessantiner als Matrosen zur See. Den täglichen Lebensunterhalt der Familien bestritten unterdessen die Frauen als Bäuerinnen. Gregor Dobler: Bedürfnisse und der Umgang mit Dingen. Eine historische Ethnographie der Ile d'Ouessant, Bretagne, 1800-2000

SCHIND, aus Szene 4

Xavier *zur sich räkelnden Xénophie*

Sie haben eine reizende ... Ähh ... Frau ... äh ... Tochter ... äh ... Coucousine?

Xénophar

Aäh! Äh! Sie ist meine ... hingegen scheint ihr Sohn, äh ... Bruder, ...äh ... Neffe äh ... Coucousin, den ich im Vorbeigehen einmal erblickt hatte, aber kein tüchtiger Junge gewesen zu sein und völlig verpickelt.

Xavier

Ich bin nicht bereit, auf diesem Niveau mit Ihnen zu ...

Xénophar *zu Xavier*

Genug! Er war sicher schwierig zu behandeln!

Xavier

Er ging auf 18 zu. Oder. Wissen Sie ... naja, eher ...

Xénophar

Sie hätten ihn einmal zu uns bringen sollen. Er wäre so oder so ein Fest für uns gewesen. Wäre er heute noch. Eine Lachnummer jedenfalls! *Zeigt auf Xénophie.*

Xavier

Ja, die reizende Gesellschaft von Xénophie ist entzückend!

Xénophar *in Redepose*

Zuverlässige Werte: Moral, Naturwissenschaften – und unsere Demokratie! Unser guter, alter Rechtsstaat, unsere Sitten und Gebräuche, unsere Art halt. Natürlich ist mir das Fremde manchmal menschlich. Aber die lieben Gutmenschen sind mir fremder. Gegen die verfaulten Überreste einer immer brüchiger werdenden Sozial ... nach dem Beispiel ...

Xavier *macht sich an Xénophie zu schaffen, Xénophar redet ins Blaue weiter*

Sie ist so ... grünend!

Xénophar *vor sich hin dozierend*

Nein, grünend ist zu schwerfällig, ich möchte das zarte Grün der Haselnusskätzchen heraufbeschwören oder den hellen, fast wie Lindenblüte anmutenden Farbton ... dieses schier zerbrechliche pflanzliche Aufblühen, dessen Ansatz von dunklerem Hauch in das frische Grün der ... Pistazie überspielt, diese feine Nuance, welche einem das Herz in die Kehle drängt, wenn man im Frühling spazieren geht. Auf einem Pfad voller ...

Xavier

Verlieren Sie nicht ein wenig den Faden?

Brief des Auswanderers Anton Unternährer, 1847

Meine Adresse: Anton Unternährer, care of Joseph Marbacher
in Chicago Illinois United States of Amerika par Havre et New York

Schon geht der Raum zu Ende u[nd] ich hätte noch so Manches zu sagen, was ich nun für einen künftigen Brief aufsparen muß. Ihr seid vielleicht noch unbefriediget und wünschet noch mehr Neuigkeiten. Traget ein wenig Geduld u[nd] sie werden kom[m]en. Für dießmal möge es genügen, wen[n] ich Euch wiederholt versichern kan[n], daß wir uns gesund befinden.

Schreibet uns mit erster Gelegenheit, wie die Preise der Lebensmittel stehen, wie die Landesprodukte bei Euch ausfielen. Meldet etwas über Politik, Tagesereigniße, Sterbefälle etc. etc. etc. Schreibet uns viel Neues u[nd] Tröstliches.

Gebe Gott, daß diese Zeilen glücklich über das Meer kom[m]en und Euch recht gesund antreffen. Grüßet mir tausend Mal alle meine Freunde von nah u[nd] fern.

Bald werde ich wieder Etwas von mir hören lassen. Empfanget inzwischen von uns Allen die herzlichsten Grüße. Lebet so wohl und glücklich, wie es wünscht Euer Bruder

Ant[on] Unternährer

Alt Schullehrer

NB. Allfällige gewandte Leser dieses Briefes bitte ich um Nachsicht. Ich fand nachher beim Durchlesen, daß Manches verbessert sein sollte, hatte aber nicht mehr Zeit zum Abschreiben.

Nachtrag:

Die Regeln, die ich den Auswanderungslustigen bezüglich der Reise zu geben im Falle bin, werden in einem spätern Briefe folgen. Erkundigungen für einige Freunde werde ich dan[n] auch schreiben, wen[n] ich in Erfahrung gebracht, was für sie Werth hat u[nd] sie interessieren kan[n].

Allerlei:

In Amerika hat man schon an verschiedenen Orten Maschinen, welche das Getreide auf dem Felde abschneiden, es gleichzeitig ausdreschen und säubern so, daß sie Abends mit dem Wagen nur auf dem Acker herum zu fahren brauchen u[nd] dan[n] die gefüllten Säcke aufladen kön[n]en. Das Stroh bleibt auf dem Acker liegen.

Sonderbar und unglaublich, und doch wahr.

Jeder, oder doch die meisten Amerikaner haben beim Speisen die Gabel in der linken Hand. Alle Gerichte werden gleichzeitig aufgetragen u[nd] jeder greift an das, was ihm schmeckt. Suppe kom[m]t keine auf den Tisch. Da ist nur Kaffe[!], Thee od[er] frisches Wasser. Kirchen sind in Chicago 15, worunter 5 kath[olische]. Sie sind noch sehr einfach, die meisten Nichts als ein 4 ekiges Gebäude mit Läden od[er] Brettern ohne Thurm u[nd] ohne Glocke.

Alle Strassen der Stadt Chicago sind so angelegt, daß sie genau nach Norden u[nd] Süden u[nd] Osten u[nd] Westen zeigen. Oefen hat man hier keine andern, als eiserne.

Eigenes und Fremdes

Ich würde auf der Stelle einem Patriotenclub beitreten – wenn Patrioten etwas Originelles, Eigenes zu bieten hätten. Aber was Patrioten gemeinhin verbindet, ist kein Eigenes, sondern die Abgrenzung gegen Aussen. Manchmal glauben sie sogar, sie könnten leere Schatztruhen auffüllen, indem sie sie strengstens bewachen («da muss aber was Wertvolles drin sein!»). Nicht jeder, der sich gegen Fremdes schützt, hat etwas Eigenes zu bieten. Und ich würde sofort einem Antipatrioten-Club beitreten, wenn Antipatrioten etwas anderes zu bieten hätten als die immer gleiche Anbetung des Fremden, des Anderen, des Nicht-Identischen, der kulturellen, sexuellen Differenz. Aber vielleicht ist hier schon viel früher etwas schiefgelaufen. Vielleicht stehen wir schon seit längerem unter dem Einfluss einer Begriffsverwirrung: Wir glauben, das Ich sei das «Eigene» und das Du sei das «Fremde». In Wirklichkeit entdecke ich Fremdes auch in mir – und ich entdecke Eigenes auch im Anderen.

Was ist das «Eigene»? Das Eigene ist das Vertraute und steht dem Fremden als dem Unvertrauten gegenüber. Vertraut heisst: ich kann mich orientieren, ich kenne mich aus, ich weiss, wie damit umgehen. Und ich komme mir fremd vor, wenn ich mich nicht orientieren kann, weil ich mich nicht auskenne und ich nicht weiss, wie damit umgehen.

Nicht das Eigene und das Fremde sind das Problem, sondern Offenheit und Verschlossenheit. Offenheit aber beinhaltet ebenso Offenheit dem Anderen wie mir selber gegenüber. Offenheit mir selber gegenüber heisst also:

Nicht nur das Eigene, sondern auch das Unvertraute, Fremde in mir entdecken. Und Offenheit dem Anderen gegenüber heisst: Nicht nur das Fremde, sondern auch das Vertraute im Anderen entdecken.

Hinzukommt noch ein weiterer Aspekt. Das Eigene und das Fremde sind ambivalent – sie beide haben eine positive und eine negative Seite. Zur Ambivalenz des Eigenen: Ich stehe zu meinem Standpunkt, ich bediene mich meines eigenen Verstandes und ich sage offen, was ich denke. Meine Überzeugungen sind sozusagen mein geistiges Eigentum. Aber plötzlich wird mein geistiges Eigentum zu einem Bunker, der allem feindselig begegnet, was ausserhalb und nicht innerhalb von ihm passiert. «Es gibt wenige Menschen, die durch Überzeugungen nicht zu Philistern werden», schreibt Christian Morgenstern.

Zur Ambivalenz des Fremden: Ich gehe wohlwollend auf Unbekanntes zu, interessiere mich für fremde Klänge, fremde Länder, fremde Gedanken. Mein Wohlwollen für Fremdes kann aber auch in Selbstverlust umkippen. Ich begegne dann nicht mehr länger dem Fremden, sondern tanze einfach nach dessen Pfeife. Das Fremde steht dann gerade nicht für Horzonterweiterung, sondern für Aufnötigung und Fremdbestimmung.

Zahlreiche Debatten lassen sich nahezu erschöpfend charakterisieren als rechte Ausblendung der negativen Seite des Eigenen oder als linke Ausblendung der negativen Seite des Fremden. Bornierte Egomanie und nicht minder bornierte Xenomanie stehen sich verständnislos gegenüber. Die bittere Ironie ist, dass sie sich, was ihre gedankliche Substanz betrifft, zum Verwechseln ähnlich sind.

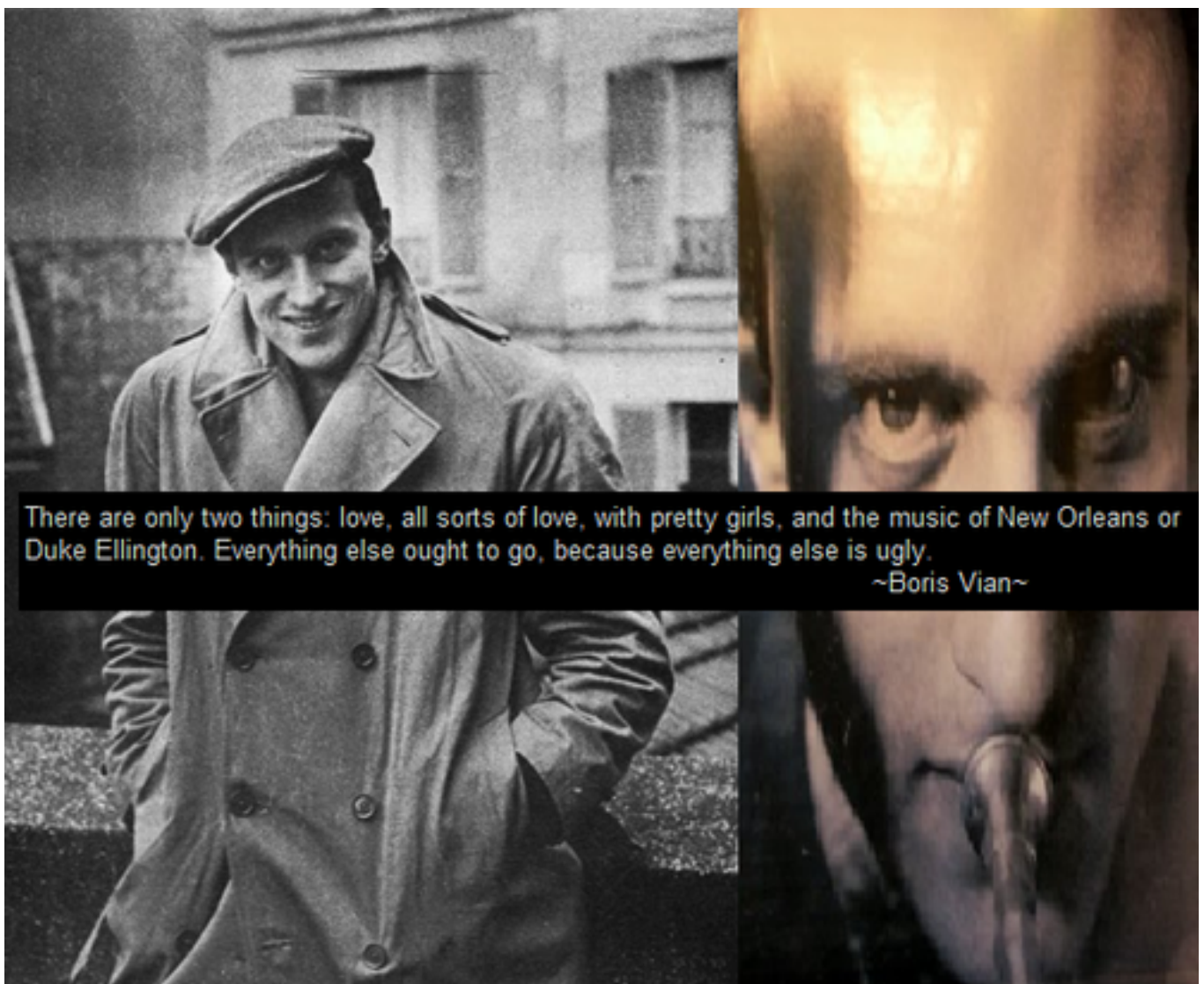
Was ich wiederum ebenso eigenartig wie befremdlich finde.

Ding-Wörter und Wort-Dinge

Francis Ponge starb am 6. August 1988 in Südfrankreich. Die einfachsten Dinge, die Gegenstände, die noch am wenigsten von vorgefassten Meinungen besetzt sind – den Kieselstein zum Beispiel, das Moos, die Seife oder die Zigarette – wollte er mit Wörtern begreifen lernen, ihren Eigen-Sinn zum Klingen bringen. Zugleich sollten die von vielen „unreinen Mündern“ abgenutzten Wörter in der Benennung einfacher Dinge wieder nuancenreich und ausdrucksfähig werden. 1933 schrieb der damals 34 Jahre alte Schriftsteller ein Plädoyer für seine Dichtung der Dinge, die ihn berühmt gemacht hat, in einem Text mit dem ebenfalls programmatischen Titel „Einführung in den Kieselstein“: „Ich empfehle jedem die Öffnung innerer Falltüren, eine Reise in die Dichte der Dinge, eine Invasion an Eigenschaften, eine Revolution oder einen Umsturz, vergleichbar jenem, den der Pflug oder die Schaufel hervorgerufen, wenn plötzlich und zum ersten Mal Millionen von Stückchen, Spreublättchen, Wurzeln, Würmern und kleinen Tieren, die bisher verborgen waren, ans Tageslicht gebracht werden. O unendliche Hilfsmittel der Dichte der Dinge, *zurückgegeben* durch die unendlichen Hilfsmittel der semantischen Dichte der Worte!“

Christina Weiß, Die Zeit

Boris Vian <http://www.mutanteggplant.com/vitro-nasu/category/music/page/2/>



Boris Vian (* 10. März 1920 in Ville-d'Avray; † 23. Juni 1959 in Paris) war Schriftsteller, Jazztrompeter, Chansonnier, Schauspieler, Übersetzer, wesentliches Mitglied des Collège de 'Pataphysique.

Nach seinem Tod zunächst ein wenig in Vergessenheit geraten, gilt er heute wieder als einer der interessantesten Künstler der französischen Nachkriegszeit.

Theaterstücke: *Équarrissage pour tous* (Abdeckerei für alle; 1947). UA 1950, *Le Goûter des généraux* (Das Gabelfrühstück der Generale; 1950). UA 1951, *Paris varie ou fluctuat nec mergitur*. 1952, *Paris varie ou fluctuat nec mergitur*. 1952

Einen gewissen Erfolg hatte nur *Les bâtisseurs d'Empire* ou Le Schmürz (Die Reichsgründer; 1957, Urauff. postum 1959), ein scheinbar absurdes, de facto aber ebenfalls politisches Stück, das die Auswirkungen des Ende 1954 ausgebrochenen Algerienkriegs auf Frankreich selbst verarbeitet, wo viele gemäßigt linke Intellektuelle einen Rechtsruck, wenn nicht gar einen rechten Militärputsch befürchteten (der im Mai 1958 fast auch einzutreten schien).

Verfilmungen : *Der Schaum der Tage* wurde bislang viermal verfilmt, zuletzt 2013: *L'Écume des jours* (Regie: Michel Gondry)

Vian war als **Chansonnier, Musiker und Musikkritiker** an der Rezeption der US-amerikanischen Popkultur in Frankreich beteiligt. Vian arbeitete auch als Künstlerischer Direktor bei der Schallplatten-Abteilung der Firma Philips.

1952 wurde seine Ehe geschieden, nachdem seine Frau die Geliebte Sartres geworden war. 1954 heiratete er seine zweite Frau Ursula Kübler (1928–2010), die Tochter des Schweizer Schriftstellers Arnold Kübler.

Einen neuerlichen Skandalerfolg erzielte Vian in diesem Kontext 1954 durch das von ihm selbst gesungene Chanson *Le déserteur* (Der Deserteur), in dem er angesichts der französischen Niederlage in der Schlacht von Điện Biên Phủ während des Indochinakrieges sowie der Teilmobilisierung der französischen Armee für den Algerienkrieg zur Fahnenflucht aufrief und so den Zorn aller nationalistischen Franzosen sowie der Justiz auf sich zog.

Ein akutes Lungenödem zwang Vian 1956 zu einem Kuraufenthalt in St. Tropez.

Nach einem weiteren Zusammenbruch 1958 starb Vian 1959 während einer Voraufführung des Films, der eher gegen seinen Willen – weil von seinem Drehbuch abweichend – nach dem Roman *J'irai cracher sur vos tombes* gedreht worden war (Regie Michel Gast).

Er hatte sich von Bekannten widerstrebend mitschleppen lassen und war dann offenbar so aufgeregt, dass sein angeschlagenes Herz versagte.

Das Schind

Das Schind bleibt ein Rätsel. Es ist ein Motor für das Groteske. Es selbst zeigt in seiner urtümlichen Gestalt etwas Dämonisches und Verzerrtes. Das Groteske ist nahe beim Vulgären, auch dieses ist ein die Andern oft stossender Ausdruck von Sehnsucht. Unsere drei Figuren Xénophar, Xénophie und Xavier erinnern an normale Bürger und reales Verhalten. Aber es sind gleichzeitig Kunstfiguren, sie sind artifizielle Gestalten, welche weniger für andere Menschen stehen, als für verschiedene Verhaltensweisen, die sie offenbaren. Sie überzeichnen sich selbst. Sie sind ausser sich und immer auch in sich. Sie sind zweifach. Der Grat zwischen Überforderung dieser drei Menschen und ihrem Behauptungswillen, zwischen realem Alltag und surrealem Benehmen, zwischen Tragik und Komik, zwischen Normalität und Unüblichkeit, zwischen innerem und äusserem Fremdsein und einem ersehnten Nichtfremdsein führt zur Groteske. Die Figuren zeichnen sich aus durch Überspanntheit, ihre mutige Verbissenheit und ihre letztliche Ergebenheit in ihr Schicksal gegenüber dem Schind. Sie bleiben immer in ihrer Würde, ihrem Charme und Gesang.

Das Schind ist lädiert, richtet sich aber immer wieder auf. Es nimmt die Tritte der frustrierten und verunsicherten Menschen auf, es dient ihnen zum Abreagieren von Engpässen. Es wird nicht bekennd wahrgenommen von den drei Bewohnern, es wird tabuisiert, aber alle wissen von ihm und fürchten es auch. So stellt das Schind eine Projektionsfigur für Urängste dar, welche sich die Menschen nicht eingestehen, welche sie laufend zu verdrängen suchen. Bei den immer wieder auftauchenden, bedrohlichen und jagenden Geräuschen lebt das Schind etwas auf, erholt sich. Es robbt immer näher zum Ausgang und Ausweg, den es letztlich versperrt. Es nutzt sein Totgeschwiegenheit zum Beenden von Fluchten, zum Verschliessen von Türen. Das allen Menschen Unvermeidliche bleibt: Der Tod als letzter Gang. So ähnelt das Schind auch dem leibhaftigen und geduldigen Schnitter Tod.

Die innere Entfremdung und Vertreibung der drei Protagonisten geht parallel zum vermeintlich äusserlichen Bleibe-Wechsel. Die Figuren stehen unter dem Einfluss von wirtschaftlichen Zwängen, vom Milieu, von Hab und Gut, von Medieneinflüssen, von Surrogaten, von Gewohnheiten. Sie bewahren aber ihre Eigenartigkeit, ihren unerschütterlichen Trotz und ihren Galgenhumor.

Das Schind ist an alldem unbeteiligt, es ist ihm nicht vergönnt.

In Boris Vians Ausgangstext „Die Reichsgründer oder das Schürz“ ist das Schürz eine geniale Findung einer neuen stummen Theaterfigur. Bei uns heisst sie das Schind, wir haben ein eigenes Stück entwickelt. Das Schind ist ein geschundenes und auf seine Art auch schindendes Wesen in Menschengestalt. Am Ende sind alle Menschen verschwunden, ils ont disparu.

Das Schind überlebt. So gesehen könnte man vermuten, es erwarte die nächsten Umgetriebenen, Fliehenden, innerlich und äusserlich Gejagten. Das Schind steht für ein Unvermeidliches, es ist ein Fatum.

Jörg Jermann

Vertreibung aus dem Paradies

Da wies ihn Gott der HERR aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute, von der er genommen war. Und er trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens.

Aischylos

Die Schutzflehenden

Wir sollen hier im Lande wohnen frank und frei,
Angriffgesichert, aller Welt in heilger Ruh;
Es soll hinweg kein Fremdling, kein Einheimischer
Uns reißen; würde je Gewalt an uns versucht,
So sollte, wer von den Bürgern nicht zu Hilfe eilt,
Ehrlos erklärt sein und verbannt - durch Volksbeschluss.

Konrad Bayer

Das Verfolgtenlied

Niemand hilft mir
Niemand spricht mir
Niemand gibt mir ein Stück Brot
Jeder betrachtet mich
Jeder verachtet mich
Jeder wünscht ich wär tot
Das ist lustig das ist schön
Das ist das Zugrundegehn

Niemand weint so zart
Wie es meine Art
Niemand wälzt sich so im Kot
Jeder ist entsetzt
Jeder ist verletzt
Jeder flüstert leis „mein Gott“
Das ist lustig das ist schön
Das ist das Zugrundegehn

Not in der Schweiz im 19. Jh.

Carl Schneider, 1818-1896, Liestal, Lebenserinnerungen (Bilder aus dem Baselbieter Volksleben). Carl Schneider emigrierte mit seiner und anderen Familien aus Liestal nach Amerika.

Johannes Glur, Oberaargau, aus dem Auswanderungsbüchlein von 1844. Es ist noch gar nicht lange her, als Schweizer auch aus unserer Region unter elenden Bedingungen flüchten mussten aus wirtschaftlicher Not

***Nun galt es ernst mit dem Auswandern. Es schlossen sich arme Familien aus Liestal, noch 62 Köpfe, an, die das Reisegeld bezahlt hatten.
Mit einem Basler Auswanderungsagenten ...***

***Rüben bildeten im Oberaargau die Hauptnahrung.
Armensuppe wurde gratis an Mittellose abgegeben.
Die Gemeinden fingen an, Verarmte abzuschieben.
Sie zahlten ihnen die Reise übers Meer mit einem «Billett einfach à Dieu»***

***Dort ... weit eher als hier in Liestal ist Gelegenheit, dereinst noch glücklich zu werden.
Eine leise Ahnung des Nichtwiedersehens durchzuckte mich schon auf dem Segelschiff.
Wie unendlich langweilig es auf einem Segelschiffe ist, das so hin- und her kreuzen muss.
Die Einsamkeit ist für viele empfindlicher als harte Arbeit.***

***Ich warne vor Abschluss von Reiseverträgen mit einem Basler Auswanderungsagenten,
weil durch Überforderungen unglaubliche Summen verloren gingen.
Es kam sogar vor, dass den Auswanderern gefälschte Bahnbillette verkauft wurden.
Es schlossen sich arme Familien aus Liestal, noch 62 Köpfe, an.
Wir bekamen als letztgekommene Schweizer die schlechtesten Plätze beim Kiel.***

***So weit von Liestal bis Amerika. Alle klagten unter Deck über Übelkeit und brachten die genossenen Speisen aus.
Einen Schiffsarzt hatten wir nicht, denn diesen Schiffsmaklern ist es einerlei, ob auch die Hälfte der Auswanderer während ihrer Überfahrt zu Grund geht.
Ich lebte in steter Angst. Ich machte mich hart.***

***Zwieback, den man mit einem Beile zerschlagen musste.
Pökelfleisch, das monatelang im Wasser gelegen.
Dann warfen sie aus Spass die Überbleibsel auf den Boden,
die dann von vielen gierig aufgelesen und verzehrt wurden.***

***Was es heisst, ein geliebtes Kind, besonders auf dem Meere zu verlieren,
wo dasselbe in ein altes Segeltuch eingenäht und ins Meer gesenkt wird,
den Fischen zur Speise.
Es erhob sich ein herzerreissendes Jammergeschrei im Zwischendeck,
in das viel Wasser eingedrungen war, es hieß, das Schiff werde bald sinken.***

Dem Fremdsein auf der Spur

Von Anja Wernicke, bz basel

Palazzo Liestal

Jörg Jermann bringt eine Bearbeitung von Boris Vians absurdem Theater auf die Bühne. Premiere war am Donnerstag im Palazzo Theater in Liestal.

«Ich bin meine Sachen.» Xenophie sagt es frei heraus. Sie definiert sich über ihre Wohlstands-Gadgets: Handy, Markenklamotten und so weiter. Nun hat sie aber fast alles verloren. Was bleibt also noch von ihr übrig? Ein Gefühl, sich selber fremd zu sein und Frust. Den lässt sie mit einem wütenden Tritt am Schind aus. Das liegt am Boden und rührt sich kaum. Immer da, halb versteckt, missachtet und bei Bedarf mit Lust getreten.

Erfunden hat das Schind der französische Schriftsteller und Chansonnier Boris Vian. Im Original-Theaterstück heisst es «Le Schmürz». Jörg Jermann hat es sich vorgenommen und in Schind umbenannt. Er hat Texte und Lieder von Vian übersetzt und teils neugeschrieben.

Ständig auf der Flucht

Herausgekommen ist «Das Schind – eine Groteske mit Gesang». Das Stück, bei dem Jermann auch Regie geführt hat, hatte nun im Theater Palazzo in Liestal Premiere. Auf der Bühne sind neben Rahel Sternberg als Xénophie, auch Kurt Wegmüller als Xénophar und Peter Wyss als Xavier vom Basalttheater zu sehen. Die drei Figuren scheinen auf der Flucht zu sein. Wovor, wird nicht erzählt und auch nicht warum. Sie müssen ständig umziehen, in immer kleinere Wohnungen. Hektisch packen sie ihre wenigen, verbliebenen Sachen. Resigniert versuchen sie, sich am neuen Ort zurechtzufinden.

Aus dem Off werden Auswanderungs-Geschichten aus dem 19. Jahrhundert eingespielt von Liestalern, die mit dem Schiff nach Amerika gingen. So nähert sich Jörg Jermann brandaktuellen Themen an, der Flüchtlingskrise und der zunehmenden Fremdenfeindlichkeit, ohne mit realistischen Bildern und Fakten zu hantieren. Der Regisseur greift auf den Erfahrungsschatz zurück, der hier vor Ort besteht. Er möchte so zeigen, dass die Flucht und das Fremdsein im eigenen Ich einen jeden treffen kann.

Und doch ist es kein «Betroffenheitstheater». Die krude Form des Stücks, das Groteske gibt auch immer wieder zu lachen. Jörg Jermann hat eine ganze Reihe von klugen, witzigen Wortspielen und schmerzhaften Kalauern eingebaut, die von einem feinen Sprachgefühl zeugen.

Bitterböse Chansons

Das Stück springt von Szene zu Szene, ohne eine eigentliche Geschichte zu erzählen, ohne eine spezielle Entwicklung der Personen zu zeigen. Es lebt viel mehr von den überzeichneten Charakteren, aus denen besonders Xénophie hervorsticht.

Der Theaterabend ist ein Appell, sich dem eigenen Fremdsein nicht zu verschliessen, sondern ihm nachzugehen.

Rahel Sternberg singt und spielt mit grosser Expressivität. Ihre Lust am ausschweifenden Gesten- und Mimenspiel lässt an die Ästhetik früher Stummfilme erinnern. Bitterböse Chansons wie «Le tango des joyeux bouchers» von Boris Vian sprechen Kopf und Herz an, sie sind unterhaltsam und machen gleichzeitig beklommen.

Jörg Jermann hat einen eigenwilligen aber eingängigen Theaterabend geschaffen, der Spuren hinterlässt und Fragen stellt. Und der ein Appell darstellt, sich dem eigenen Fremdsein nicht zu verschliessen, sondern ihm nachzugehen. Das Schind bleibt dabei bis zuletzt ein schweigendes Rätsel. Mit ihm muss wohl jeder selbst aufräumen.

Das Stück *Das Schind* wird heute Samstag noch einmal im Theater Palazzo in Liestal aufgeführt. Weitere Vorstellungen folgen im kommenden Jahr im Ackermannshof Basel am 8., 9. und 11. Februar 2017. BZ 3.12.2016

Les frères Jacques



<https://www.youtube.com/watch?v=vafEjZ23EpU>

Les frères Jacques chantent de Boris Vian „Le Tango Interminable Des Perceurs De Coffre-forts“

<https://www.youtube.com/watch?v=vafEjZ23EpU>

Nous sommes partis par une nuit plutôt nocturne
Nous quatre Dudule le gros Victor et l'Amnésique
Nous avons collé des semelles crêpes à nos cothurnes
J'portais les outils la pince monseigneur l' chalumeau oxhydrique

J'étais rencardé sur un boulot plutôt pépère
Trois kilos de diams de la perlouse et puis du jonc
C'est pas si souvent que l'on dégote une bonne affaire
Ce soir entre tous fallait pas faire les cornichons

Attention! Garez-vous! Ce soir on les attaque
Les bourgeois, les salauds, va bien falloir qu'ils raquent
On n'est pas sur le tas pour jouer d'l'ophicleïde
On va prendre un gros coffre et lui crever le bide

...

On perce!
L'gros Victor, prends la chignole
Toi Dudule fais pas l'mariole
Tu la boucles ou bien sans ça
On perce!
L'amnésique a la courante
Ils se mettent tous en carante
Ma parole c'est bien des tantes
Perverses
Si ces crétins continuent
Je les renvoie dans la rue
Avec un coup d' pied dans l'cul
Ça berce!
L'chalumeau s'met à rôtir
L'coffre-fort il va souffrir
On va l'mettre sans mollir
En perce!

...

Nous sommes sortis avec du fric plein nos chaussettes
Ce vieux coffre-fort était bourré comme un baron
Y avait d'quoi s'offrir de la tortore et des fillettes
Mais au coin d'la rue v'la Dudule qui s'écrie: " les mecs on est marrons "

...